Hochsprache und/oder Mundart

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **40 (1984)**

Heft 2

PDF erstellt am: **24.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Hochsprache und/oder Mundart

Dialektgebrauch an unsern Medien

Den nachfolgenden Text sprach der Verfasser am 7. Januar in der Samstagsrundschau von Radio DRS 1.

„Zu einer guten patriotischen Existenz braucht es jederzeit nicht mehr und nicht weniger Mitglieder als gerade vorhanden sind. Mit den Kulturdingen ist es anders" — läßt Gottfried Keller seinen grünen Heinrich zu einem deutschen Grafen sagen, der sich von ihm, dem Schweizer, gerade eine besondere Nationalkultur gewünscht hat. Wie ist es mit den Kulturdingen? Da fällt der Satz: „Der deutsche Schweizer (...) holt sich seine Bildung aus den tiefsten Schächten des deutschen Volkes." Keller hat sich noch selbstverständlich als deutschen Dichter betrachtet, als deutschen Dichter schweizerischer Nation, und hätte es nicht verstanden, wenn jemand Hochdeutsch als Fremdsprache bezeichnet hätte. Für ihn war es buchstäblich die Vatersprache, denn sein Vater, der weitgewanderte Drechslermeister und eidgenössische Patriot, hat als Erwachsener in Zürich kaum ein Wort Mundart gesprochen — so wenig wie übrigens Carl Spitteler, der einzige Literatur-Nobelpreisträger der Schweiz, oder sein Altersgenosse General Wille.

Ich rede hochdeutsch in dieser Mundartsendung, liebe Hörer, um uns daran zu erinnern, daß die sogenannte Hochsprache für uns nicht weniger als für Bundes- oder DDR-Deutsche eine Wurzel unserer eigenen Kultur, sogar unserer nationalen Existenz ist, von der wir uns nicht fahrlässig oder gleichgültig abschneiden dürfen. Nicht nur, weil es die Sprache der wichtigsten Zeugnisse auch unserer Eigenart ist, von Gotthelf, der kein Mundartdichter war, bis heute. Nicht nur, weil sie ein Reiz, meinetwegen: eine Irritation ist, die unsern Sprachgebrauch bewußter und erfinderischer macht. Nicht nur, weil es der reine Mutwille wäre, unser Bewußtsein einer großen Kultursprache zu entfremden und den Weg Hollands in die sprachliche Provinzialität zu gehen. Nein, sondern weil die Mundart — auch die Mundart — ohne die Spannung zum Hochdeutschen ihr Profil verliert und zu einem Allerweltsidiom verkommt; einem verschwommenen Medium, dem man heute schon anhört, daß es eigentlich bereits ein zurückübersetztes „Bild"- oder „Dalli-dalli"-Deutsch ist.

Zugegeben, daß dieses Boulevard-Deutsch keine sogenannte Hochsprache mehr ist — *um so mehr haben wir, als Deutschschweizer, die Schuldigkeit, das Hochdeutsche auch als unsere Sache zu betrachten, und sollen uns von niemandem einreden lassen, es sei kein Teil unserer Eigenart.*

Hier ist nicht die Rede von einem Steckenpferd der Schulmeister und Deutschlehrer, sondern von einer Frage hinreichender Kommunikation — als der Form, in der wir miteinander umgehen. Wenn ich mir die neuen Sender anhöre, die im vergangenen Jahr in den Äther gegangen sind, spüre ich eine Unlust und einen Ärger, für den der Dialekt, den diese Medien fast durchgehend verwenden, eigentlich nichts kann — und der doch an diese Sprache, meine Intimsprache, gebunden ist und sie mir vergällt. Denn ich höre die Sprache unaufhörlicher Anbiederung, ich werde sozusagen pausenlos aufgeregt auf die Schulter geklopft, als Kunde behandelt, dem man um jeden Preis etwas verkaufen will — und den man zugleich durch die Art, wie man ihn einseift, als dumm verkauft. Meine Muttersprache wird da — wie heißt es? — zum werbefreundlichen Umfeld.

Man riecht es diesem Dialekt an, daß er nur der billige, beliebig austauschbare Füllstoff eines sogenannten Sendegefäßes ist, und das alles im Zeichen der Hörerfreundlichkeit und als Einladung zum Feedback. Die Wärme und Nähe, die mir dabei vorgemacht wird, hat ungefähr die Qualität von Styropor. Und was mich ärgert, ist die fortgesetzte Behauptung des Sprech-Jockeys, es sei kein Isoliermaterial, was er mir andreht, sondern eine ganz neue Sorte Brüderschaft und Lebensqualität. Der Dialekt hat denn doch etwas Besseres verdient, als zum Vehikel falscher Wohnlichkeit herzuhalten. Und wenn man früher sagte, die Redlichkeit eines Gedankens zeige sich bei seiner Übertragung in die Mundart, so empfehle ich heute das umgekehrte Verfahren: Der Schwindel dieser Kundenfreundlichkeit würde auf hochdeutsch eher die Befremdung auslösen, die der betulichen Menschenverachtung zukommt.
Ich wünsche uns mehr Widerstand der Hörer und Fernsehteilnehmer gegen falsche Imitationen der Volksstimme. Denn das Volk, das eine Zukunft haben und eine Gegenwart erfüllen will — dieses Volk ist nicht tümlich.

Adolf Muschg

Wort und Antwort

„Possedomanie — eine chronische Krankheit der deutschen Sprache" (Vgl. Heft 6, 1983, S. 168)

Zum interessanten Artikel „Possedomanie" von Herrn R. Steiner möchte ich nur bemerken, daß „einmal mehr" für „wieder einmal" kein Anglizismus, sondern ein Gallizismus ist (une fois de plus). Im Englischen heißt es ungefähr wie im Deutschen „once again". Im übrigen finde ich diesen Artikel ausgezeichnet: ich störe mich stets an all diesen „besitzen" wo „haben" am Platz wäre. Aber „besitzen" klingt wahrscheinlich eben gebildeter!

Frau P. Glaus

„Kosten Sie diesen Wein bei Ihnen zu Hause" (Vgl. Heft 6, 1983, S. 187)

Ich habe Mühe, der Begründung hier zu folgen. Meiner Ansicht nach geht es in diesem Satz nicht darum, ob das Verb „kosten" reflexiv sei oder nicht; ausschlaggebend ist, daß das Dativobjekt reflexiv (= mit dem Subjekt identisch) ist. Und in der dritten Person gibt es — im Gegensatz zur ersten und zweiten — das besondere Reflexivpronomen „sich". Es muß also heißen: „Kosten Sie den Wein bei *sich* zu Hause". Man vergleiche die folgenden Sätze:

> Er (A) kostet den Wein bei sich (A) zu Hause. Er (A) kostet den Wein bei ihm (B) zu Hause. Sie (C und E) kosten den Wein bei sich (C und E) zu Hause. Sie (C und E) kosten den Wein bei ihnen (F und G) zu Hause. Sie, Herr N., kosten den Wein bei sich zu Hause. Ich koste den Wein bei Ihnen zu Hause. Sind Sie von sich aus darauf gekommen? Von Ihnen aus gesehen, liegen sie (die Dinge) ganz anders.

Zu „der schweizerische Bundesrat" habe ich auch gewisse Bedenken. Handelt es sich nicht doch um eine feste Benennung für unsere Regierung, im Gegensatz etwa zu „die schweizerische Regierung"? Es würde auch heißen: